

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.
Berlin, 15. April 1894.
Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aphrodite und ihr Dichter.

Novelle von  
Gabriele Reuter.

Am Anfang der Geschichte hörte ich, als ich noch ein kleines Mädchen war und mit meiner Mutter deren schwarze Freundin Miss Alison in Rom ed. Dik besuchte. Rom ed. Dik ist das Fort, das auf den alten Schutthügeln hoch über Alexandrien thronet: blendend weiße Wälle und Festungswerke, ringsumher gelber, wehender Sand, ein paar weiße Häuser in hellem Sonnenglanz und der weiße Pulverthurm, der später in die Luft flog, weil die aegyptische Schildwache, die dort in ihrem weißen Anzug am Thore lehnte, durchaus nicht verstand, warum sie nicht rauchen und warum sie die brennenden Streichhölzer nicht umherwerfen sollte. Na Mohamed Ras Allula! Da war es doch trotz des großen Propheten, der jedem guten Moslem seinen Schutz versprochen hat, ganz natürlich, daß der Pulverthurm endlich einmal in die Luft flog und mit ihm die Cigaretten rauchende Schildwache und alle die Häuser, die dort oben lagen, — auch das von Miss Alison. Ich glaube, sie selbst war gerade in England, um die werthvollen Gräberfunde ihres Vaters dem Kensington Museum zu übergeben, und ist auf diese Weise gerettet worden.

Aber die Veranda, auf der wir damals saßen und Thee tranken und Plum-cake, Jam und andere englische Herrlichkeiten aßen, die Miss Alison von einem Feste, das am Tage zuvor bei ihr stattgefunden, für mich aufgehoben hatte, — die ist ganz von der Erde verschwunden. Die breite, lustige Veranda, von der aus man über Alexandrien hinweg sah, bis auf das Meer, das dunkelblau und goldstimmernd all die weißen, flachen Häuser, die hohen



Einst im Frühling.

Nach dem Bilde von Carl Bloß. — Siehe Seite 64.  
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K. O., München.

Minarets mit ihren zierlichen Steingalerien, die runden Kuppeln der Moscheen und die graugrünen, beweglichen Fiederspizzen der Palmengärten umspannte und den Seewind schiedte, der trotz des Glühglanzes der Nachmittags-sonne so frisch und salzig war und uns hoch über die schwüle, übelriechende Stadt hinweg den wundervollen Duft des Meeres herbeiführte, immerfort so stürmisch uns umwehend, daß das Tisch Tuch, sowie unsere Hüte, Bänder und Musselinkleider in beständig flatternder Bewegung blieben.

Wie ich das alles vor mir sehe!

Ich stand in dem Alter, wo man noch kurze Kleider trägt, aber schon sehr offene Augen und gar sehr begierig horschende Ohren besitzt. Für diese Augen und Ohren gab es immer ein Fest, wenn wir Miß Alison besuchten, die so außerordentlich lebhaft und witzig und so überraschend schwarz war, — nicht nur von Haar und Augen, obgleich dies beides ja freilich das Schwarzeste war, was man überhaupt sehen konnte, sondern auch im Gesicht, an den Händen und wahrscheinlich auch sonst. Mulattinnen gab's genug in Alexandrien, aber diese Lady, die ihre Wollhaare sorgsam unter einem Chenille-Netz und unter Sammetstreifen verbergte, und von deren Wulstlippen man geistreiche und gebildete Bemerkungen hören konnte, die ihre Toiletten aus London kommen ließ und so wildkomisch aus den düstigen rosa Muffelbälgen und weißen Spigen herausquollte, — die behielt für mich immer etwas Verblüffendes, vielleicht weil ich sie stets neben meiner schlanken, weißen Mutter mit ihrem ruhig gescheitelten, braunwelligen Haare sah.

Mein dumpfes, kindisches Erstaunen erreichte übrigens jedesmal seinen Gipfel, wenn Mr. Alison, ein silberhaarer, rotemwangiger, alter Engländer auf die Veranda heraustrat und sich von seiner Tochter rauchgrauen Händen „a cup of tea“ zubereiten ließ, ehe er wieder zu seinen gelehrten Studien zurückkehrte.

Miß Alison galt ebenfalls für sehr gelehrt und für originell. Auf manche Leute wirkte sie aus diesem Grunde abstoßend. Sie hatte einen wichtigen Papyrus allein entziffert, und als vor einem halben Jahre die Cholera in Alexandrien wüthete, hatte sie in ihrem eigenen Hause, — weil es so gesund gelegen sei, — ein Cholera-Lazarett gegründet und die Kranken selbst gepflegt.

Seitdem wollten ihre Bekannten, obwohl die Epidemie längst erloschen war, sie nicht mehr besuchen. Es herrschte überhaupt noch eine gedrückte Stimmung unter der europäischen Colonie, trotzdem die Seuche hier nur wenige Opfer gefordert hatte. Niemand wagte sich zum anderen, der Winterverkehr wollte nicht recht in Gang kommen.

„... Sehen Sie, meine Liebe,“ sagte Miß Alison mit einem Spottfunkeln ihrer kleinen Heidelbeer-Augen, „darum gab ich mein Tanzfest. Ich hatte Sehnsucht nach Fröhlichkeit. Sie wissen, ich lasse mein Leben für Walzer! — Nun gut, — die Leute waren lustig bei mir und tanzten in demselben Saal, wo die Kranken lagen, — und kein Gespenst ist ihnen erschienen... Man kann jedes Gespenst durch Freude vertreiben! Glauben Sie mir! — Es war schade, daß Sie nicht dabei waren! Kommen Sie, Sie müssen sehen, wie ich die Sache gemacht habe; zwar ist heute schon alles weck. Sie müssen die Phantasie zu Hülfe nehmen, um sich vorzustellen, wie es gestern war. Ueberhaupt, finden Sie nicht, daß man jedesmal ein ganzes Theil Phantasie braucht, um sich vorzustellen, daß man das Gestein wirklich erlebt hat?“

Wir gingen in eine Art Nebengebäude hinüber, das ganz durch einen nicht allzu hohen, weiß gestrichelten und mit schwarz und weißen Steinplatten gepflasterten Raum eingenommen wurde. An den Wänden waren in kurzen Zwischenräumen vielarmige goldene Leuchten angebracht, und Gewinde aus den großen rothen Blumenkohl-Blättern des indischen Flammbaumes zogen sich von einem zum anderen. Das mußte bei Kerzenlicht auf den weißen Mauern einen herrlichen Anblick gegeben haben. Jetzt waren ein paar Diener beschäftigt, die Guirlanden abzuhängen. Sie hatten einen Theil davon schon in einem Winkel des Saales aufgeschichtet. Das sah fast aus wie ein Grabhügel von Purpurlaub. Mit der Lust am Schauerlichen, die heranwachsende Mädchen so sehr peinigt, sah ich plötzlich unter diesem Purpurlaub einen Sterbenden, — sah ein angstvolles Gesicht und brechende, hilflosstehende Augen. Miß Alison starrte auch darauf nieder, und vielleicht lehrten ihre Erinnerungen, die sie hatte verschrecken wollen, zu heftig wieder, denn ihr schwarzes, häßliches Gesicht verzerrte sich mit einem Ausdruck von Schmerz, von erschreckend wildem Regersschmerz, zu einer Grimasse. Sie war plötzlich nicht mehr die freundliche, drollige Dame, sie war ein unheimlich fremdes, durch unbekannte Welten von uns getrenntes Geschöpf. Ich fürchtete mich in diesem Augenblicke vor diesem schwarzen Weibe.

Sie lief schnell vor uns aus dem Saal, und als wir ihr folgten und auf die Veranda zurückkehrten, war sie nicht dort, sondern kam erst nach einer langen Weile. Da war die Heiterkeit, die das grotesk Häßliche an ihr so erträglich machte, auf ihr Gesicht zurückgekehrt. Meine Mutter hatte von dem Vorfalle nichts bemerkt. Sie fragte Miß Alison in einem anzüglich neckischen Ton nach einem gewissen Mr. Owen, — ob er auch eingeladen gewesen sei, und ob sie ihn nicht zu erhören gedenke? Miß Alison, die sich in einem Schaukelstuhl niedergelassen hatte, lachte herzlich.

„Nein, was denken Sie! Warum soll ich mein Geld nicht für mich behalten? My dear, — ich habe keine Heirathsfarbe!“

Dabei faltete sie ergeben ihre kurzen schwarzen, mit Brillantringen geschmückten Maultwurfspsotten auf ihrem rosa Kleide.

Ich mußte lachen, und sie rief: „Was will das Kind? Verstehen Sie auch schon etwas davon? Sie hat eine so ernsthaft Nase, ich glaube, sie wird einmal Bücher schreiben! Geh Du hinein und besieh Dir die Bilder auf dem Tisch drinnen! Habe ich nicht die richtige Farbe, so hast Du nicht das richtige Alter, Dich um solche Dinge, nach denen Deine Mutter fragt, zu kümmern.“

Dem Winkte gehorjam, zog ich mich in's Zimmer zurück. Aber die mir zugewiesenen englischen Journale reizten mich nicht sehr. Da sah ich auf Miß Alison's großem Männer-Schreibtisch ein kleines, in Roth und Gold kostbar gebundenes Büchlein; ich schlug es auf, — deutsche Verse! Ha, — das war etwas! Mich durchdrann gleich ein Schauer der Ehrfurcht, und nun mochten die da draußen reden, was sie wollten, ich fragte nicht mehr danach.

Aphrodite hieß das kleine Buch; es handelte von Liebe, aber auch von sehr vielen anderen Dingen. Es besang Aphroditens Siegeszug durch die Jahrhunderte in feierlich tönenden, dann wieder in süß stöhnenden und heiter scherzenden Versen.

Ich glaube, ich verstand eigentlich nur wenig davon. Es kam über mich wie ein Rausch von zu starkem Wein, eine selbige Trunkenheit, in der ich taumelnd in unbegreiflicher Schönheit schwelgte.

Ich habe nicht viel Hoffnung, das Buch jemals wieder in die Hand zu bekommen. Und das ist gut, denn ich würde sicherlich sehr enttäuscht sein. Kommt es mir nicht immer noch vor, als reiche kein Gedicht, das ich später las, nicht das Herrlichste und Köstlichste der Poesie, das anerkannt Hohe und Berühmte an den holden, zauberischen Klang und an die Gluth jener Verse hinan?

„Dieses Mädchen ist so ängstlich still, was hat sie da in die Finger bekommen?“ hörte ich endlich Miß Alison neben mir sagen und sie nahm mir das Bändchen aus der Hand.

„Aphrodite!“ — sagte sie langsam. Ich weiß nicht, ob es nur meine traumbehaftete Stimmung war, in der mir ihre Weise geheimnißvoll leidend vorkam.

Vielleicht täuschte ich mich, denn sie reichte das Buch meiner Mutter und fragte gleichgültig: „Kannten Sie Gödeke? Haben Sie ihn nicht bei uns gesehen?“

„Ja freilich! Was ist aus ihm geworden?“

„Hier ist seine Dichtung.“

„Wirklich? Wer hätte gedacht, daß er je damit zu Ende kommen würde!“ sagte Mama und lachte.

„Ja, niemand hätte es gedacht,“ erwiderte Miß Alison ernst.

„Ist sie schön?“ fragte meine Mutter, „hat er sie Ihnen geschickt? — Er war doch sehr besonders! Ein verrückter Kerl! — Aber ich habe trotzdem oft gedacht... wenn er nicht so sehr verklummt gewesen wäre...“

Erinnern Sie sich noch, wie Sie einmal sagten, einen Deutschen würden Sie heirathen, denn bei ihm allein könnten Sie glauben, daß er — daß er genug Idealismus besäße, um...“

Meine Mutter stockte, es war ihr peinlich fortzufahren.

„Um mein Aeußeres über meine übrigen, vielleicht schätzbaren Eigenschaften zu vergessen?“ sagte Miß Alison. „Ja, Liebe, der Ansicht bin ich immer noch. Dieser ideale Deutsche ist mir freilich noch nicht begegnet.“

„Sagen Sie mir nur,“ fuhr meine Mutter in einer geheimen Gedankenverbindung fort, „wie kam eigentlich Alexander Gödeke in Ihr Haus, und was war er im Grunde für ein Mensch?“

„— Kennen Sie Persepholis?“

„Den griechischen Häuser-Speculanten?“

„Ja. — Ich stand seiner Familie in eigenthümlicher Weise nahe. Meine Mutter war dort Haus-Sclavin.“

„Ah — so! Davon hörte ich nie.“

Das wurde discret geflüstert, und ich steckte äußerst verwundert meinen Kopf in irgend eines von den Journalen auf dem Tisch. Nur nicht hinausgeschickt werden! Die beiden Damen entfernten sich etwas von mir

und setzten sich in die offene Veranda-Thüre. Ich hörte aber deutlich, was sie sprachen, besonders da Miß Alison sehr bald den gedämpften Ton aufgab und laut und ausdrucksvoll erzählte. Und dabei hatte sie so wunderliche Gesten, und die weißen Augäpfel mit der schwarzen Iris rollten und glänzten in dem aufgeregten Mulattengesichte.

„Mutter konnte niemals bewogen werden, die Leute, deren Eltern sie schon als kleines Kind gekauft hatten, zu verlassen,“ sagte Miß Alison. „Sie hatte meine griechische Milchschwester immer lieber als mich. Well, — das war ja sozusagen ein Glück. Das Verhältniß wäre doch etwas schwieriger geworden, wenn wir sie hier im Hause gehabt hätten. Ueber diese Dinge kommt man mit schön klingenden Phrasen nicht hinweg. Am besten, man redet möglichst wenig davon. Als ich aus England zurückkam, wohin mein Vater mich zur Erziehung geschickt hatte, war mir meine gute Mutter recht peinlich. Papa hielt aber darauf, — auch nachdem er mich in aller Form adoptirt und zu sich genommen hatte, — daß ich sie jede Woche besuchte.“

Wissen Sie, wo Persepholis' wohnen? Der Garten hinter ihrem Hause stößt an die großen arabischen Gemüse-Plantagen, die sich zwischen der Stadt und dem Pompejus-Säulenthore hinziehen. Nur ein schmaler Weg läuft dort entlang, von beiden Seiten Steinwälle und Cactushecken, über die man in die tiefliegenden Palmens- und Gemüsefelder hinabsieht. Es ist eine einsame und wilde Gegend, ich habe sie immer lieb gehabt. Da ist so gar nichts Modernes, genau so kann es an derselben Stelle vor zweitausend Jahren auch schon ausgesehen haben. Die graue Säule in der Ecke des Steinwalles, wo die Straße eine Biegung macht, und der blinde Bettler in seinen paar Lumpen darunter, — das sieht alles so verstaubt und vorweltlich aus. Da, — auf dem Steinwalle, nicht an dem Wege, — saßen meine Schwester und ich einmal von Persepholis' Garten aus einen europäischen Mann sitzen und die Säule und den Bettler ganz traumerunken anstarren. Es war eine wunderliche Figur, die da in barocker Stellung hockte, mit langen, ungeschickten, in einem abgetragenen und nicht ganz reinlichen Anzuge steckenden Gliedern. Wir kamen näher, damit wir uns den noch ziemlich jungen Mann ansähen.

Plötzlich sprang dieser empor und reckte feufzend, mit einer theatralischen Gebärde die Arme. Bei dem Geräusche begann der Blinde sofort seinen kläglichen arabischen Bettelgesang. Der Fremde antwortete nun nicht: „Allah wird Dir geben“, um dann ruhig vorüber zu gehen, sondern er blieb vor dem Bettler stehen und sagte in deutscher Sprache und mit erstem Pathos: „Mein Freund, ich vermag Dir Jahrtausende zu schenken, ich kann Dir Tempel bauen und Priesterinnen der Isis zu Deinem Dienste geben, aber einen Para, den ich in Deine ausgestreckte Hand legen könnte, besitze ich nicht. Willst Du ein Lied? Ich wüßte schon eines, ein tiefes, geheimnißvolles...“

Ich erinnere mich noch deutlich, wie lächerlich diese Scene auf uns wirkte. Meine Schwester verstand die seltsame Rede zwar nicht, aber sie lachte trotzdem hell auf.

Der Mann fuhr herum, starrte sie an und rief: „Aphrodite!“

Da sah sie ihn erstaunt an und lachte wieder. Er sprang von dem Steinwall in Persepholis' Garten hinunter, stürzte dabei, blieb auf den Knien liegen und rief noch einmal, die Arme nach ihr ausbreitend: „Aphrodite!“

Sie nahm hoheitsvoll die Schleppe ihres weißen Gewandes ein wenig in die Höhe, wendete im Fortgehen den Kopf über die Schulter nach dem Schwärmer zurück und fragte beleidigt: „Monsieur?“

Denn sie hieß mit Vornamen Aphrodite, und was dieser Name sonst bedeutete, — das wußte meine gute Schwester nicht.

Aber als ihre weiße Gestalt zwischen den hohen Myrthenhecken dahinwandelte, da war es mir wohl begreiflich, daß der Mann auf den Knien liegen blieb und der Zürnenden andächtig nachschaute.

Nachdem sie hinter den Gebüschen verschwunden war, — sie stand natürlich dort still und beobachtete durch die Zweige den sonderbaren Anbeter, — legte er die Hände vor das Gesicht. My dear, er weinte!

Ich stand dicht neben ihm; er sah mich nicht, als er sich erhob. Sein Lächeln war sehr schön, auch sein begeisterter Blick. Ich habe schon damals begriffen, daß dies ein ungewöhnlicher Mensch sein müsse. — So lernte ich Alexander Gödeke kennen.

Am nächsten Tage lag er wieder zu derselben Stunde und auf derselben Stelle auf den Knien, und Aphrodite wandelte durch den Myrtengang, der einen feinen, bitteren Geruch um sie ausströmte, ihm entgegen. Ich hatte sie aufgeklärt, daß der Fremde sie für die Göttin der Schönheit und der Liebe halte. Sie war infolge-

dessen recht gnädig gestimmt und wollte sogar ihm zu Ehren ihren neuen pariser Chignon ansteden; aber daran verhinderte ich sie glücklicher- oder unglücklicherweise.

Ich mußte doch das Abenteuer sehen und hatte mich ebenfalls eingestellt.

Meine Schwester näherte sich dem jungen Manne und fragte: »Was wünschen Sie von mir, da Sie meinen Namen rufen?«

»Ich begehre den Saum Deines Kleides zu küssen,« antwortete Gödeke in einem sehr wohlklingenden Altgriechisch, von dem Aphrodite nichts verstand. Indessen beugte er sich, während sie sich amüsirt und verlegen um Erklärung an mich wendete, noch tiefer zu Boden und drückte ihr weißes Sommerkleid an seine Lippen.

Nun, — das Uebrige war die alte Geschichte. Gödeke kam jeden Nachmittag über den Steinwall in den Garten. Es behagte Aphrodite, so unsinnig angebietet zu werden. Diese Liebe war der erste ihr dargebrachte Opferduft, den sie begierig einathmete, — auf mehr und mehr lüstern und dabei doch im Innersten kühl und marmorern, wie dies einer echten Göttin geziemt. Hoheitsvoll gewährte sie dem armen, zitternden Sterblichen nach und nach einige Beweise der Zuneigung. Aber ich habe immer dafür gesorgt, daß Anstand und Sitte gewahrt blieben! Das können Sie glauben, meine Liebe; dafür habe ich eine englische Erziehung genossen! Zu meiner Mutter Ansichten hatte ich in dieser Beziehung kein rechtes Vertrauen; deshalb übernahm ich die Wache. Gewöhnlich setzte ich mich mit meinen Büchern in die Nähe unter eine Sykomore. Ich habe in der Zeit einen guten Theil des Papyros Alison entziffert.

Gödeke konnte wundervoll lachen, wie ein Kind, und so lachte er, als er mich das erste Mal bei meiner Arbeit traf. Wir wurden gute Freunde. Er interessirte sich auch sehr für Hieroglyphen, — wofür interessirte sich der Mann nicht? Er erzählte mir, daß er an einer arabischen Grammatik arbeite, und er sprach alle Sprachen, die in Aegypten geredet werden, mit einer verblüffenden Meisterschaft.

Damals begann er das Epos Aphrodite. Er brachte uns den ersten Gesang und las ihn vor. Meine Schwester, die in einer mystisch symbolischen und etwas verworrenen Weise die Heldin der Dichtung war, verstand ja kein Deutsch, saß auf ihrem Schaukelstuhl, fächelte sich mit einem schwarzen Straußfeder-Wedel und gab zuweilen unzweideutige Anzeichen der Langeweile zu erkennen. Gödeke las etwas zu pathetisch, aber sein Gesicht war großartig dabei, und seine zwinernden, kurzschäftigen grünen Augen hinter der Brille wurden zu richtigen Dichteraugen, die mehr und Schöneres sehen als die von uns gewöhnlichen Leuten.

Ich sagte ihm ein paar Worte, die ihm gefielen. Dichter sind ja so eitel! In diesem Augenblicke hat Mr. Gödeke mich geliebt und nicht meine Schwester. Ja, das weiß ich. Es war nur eine andere Art von Liebe. Jede Frau wird mit einer anderen Liebe von dem Manne geliebt, und jede mit der Art, die ihrer Natur am meisten entspricht. Die Liebe zur Schönheit ist, wenn ich so sagen soll, leuchtender und prächtiger als die zur Vernunft. Diese kann wohl tief und kräftig werden, es kommt nur darauf an, ob in dem Manne der Sinn und das Gefühl für Vernunft oder das für die Schönheit stärker entwickelt ist. Bei Gödeke war das letzte der Fall. Er war kein Philosoph, sondern ein Dichter, und zwar ein Dichter der schönen Form.

Er war lebhaft und aufgeregt, als käme er von einem guten Diner, so waren ihm seine eigenen Verse zu Kopf gestiegen; denn was seine Mahlzeiten betraf, — ich glaube, die bestanden schon damals hauptsächlich aus gekochten Bohnen und etwas Del.

Werden Sie sich nun vorstellen können, was diese Vorlesung für Folgen hatte?

Aphrodite ist eifersüchtig auf mich! Um den armen Gödeke zu strafen, dafür, daß er zu lange und zu eifrig mit mir über Aphrodite geredet hat, erscheint sie mehrere Tage nicht zu dem Rendezvous. Ich ärgere mich über sie und bleibe ebenfalls zu Haus. Was bei den Stunden einsamen Wartens in Gödeke's Herzen und Hirne vorgegangen ist, kann ich nicht sagen. Am dritten Tage tritt er in einem langen schwarzen, predigerhaften Rock, seine dunkeln Haare, die ihm immer in's Gesicht fielen, mit schauderhafter Pomade glatt und klebrig gemacht, vor Aphroditens Vater, vor diesen Persepholis, diesen setten, schlauen Häuser-Speculanten, und bittet kurzweg um die Hand seiner Tochter!

Ich war zufällig anwesend.

By Jove, — der Mann sah jammervoll aus! Unlänglich und bemitleidenswerth, der deutsche Philister aus der kleinen Stadt! Es war noch zu verwundern, daß Herr Persepholis, höflich, wie die Südländer sind, nach einer schicklichen Form suchte, um einen solchen Freier los zu werden. Er fragte ganz ernsthaft, was denn der Herr für einen Beruf habe.

Darauf lächelte Gödeke geistreich und sagte: »Ich juche den Weg zur Unsterblichkeit! Sie können mir glauben, das füllt schon ein Leben aus!«

»Ja, — aber, — es ist doch nichts Gewisses, um darauf zu heirathen und einen Hausstand zu gründen,« bemerkte der Grieche immer noch sehr höflich. »Ich würde einen andern Berufsweig vorziehen, wenn Sie z. B. Kaufmann wären . . .«

»Gut!« sagte Gödeke schnell, »Tristan ward als Kaufmann um Jfolds. — Das ist ja eine Kleinigkeit! Werden wir Kaufmann!«

Er setzte seinen furchtbaren, vorsintfluthlichen Cylinder, den er während des ganzen Gesprächs in der Hand gehalten, würdevoll auf den Kopf und entfernte sich.

Längere Zeit ließ er sich nicht wieder sehen, meine schöne Schwester aber machte jetzt leider meine Mutter zu ihrer Vertrauten. Sie besuchte in diesem Jahre zum ersten Male die Bälle. Auf allen Tischen in Persepholis' Wohnung lagen nun die Karten der Alexandriner Dandies.

Damals habe ich übrigens den einzigen Liebesbeweis, dessen ich mich entsinnen kann, von meiner Mutter erhalten. Eines Abends bat sie mich, bis zum nächsten Morgen zu bleiben. Als alles schlafen gegangen war, führte sie mich in den Garten. Der Mond schien hell; es war irgend eine Nacht, die meine Mutter aus nur ihr bekannten Gründen für wirkungsvoll für mein Geschick hielt. Sie zog mich unter dem dichten Gebüsch entlang, dabei flüsterte sie mir in ihren gurgelnden, leidenschaftlichen arabischen Kehrlönen ihre abergläubischen Geheimnisse zu und zeigte mir all die Kräuter, Beeren und Wurzeln, aus denen die schwarzen Weiber ihre Hölletränke brauen. Sie belehrte mich, wie man einen Mann toll mache vor Sehnsucht und wie man eine Feindin heimlich töten könne, — so heimlich, daß nie jemand den Thäter erfahre. »Die Weissen brauchen das nicht,« sagte sie feierlich, »aber es ist gut zu wissen für uns Negervolk!« . . . Die arme Seele, sie wollte mich doch auch glücklich sehen!

Meine Mutter war eine ursprüngliche, wilde Natur, die sich nie Gedanken über ideale Liebe gemacht hat. Und selbst! Da, in der hellen, blauen Sommernacht, bei dem aufgeregten Gesüßter und den wahnsinnigen Gebärden der alten, schwarzen Frau, da, denken Sie wohl, wäre ich meinem Vater dankbar gewesen, daß er mich adoptirt und menschlich erzogen hatte? — Nein! — Ich habe ihn gehaßt dafür, daß ich so überlegen, so kühl neben meiner armen Mutter blieb, nicht im geringsten an ihre Liebestränke und an all das andere Zeug zu glauben vermochte und mich davor ekelte. Ja, Liebste, das ist die Wahrheit! —

Ich ging wieder in's Haus hinein. Dabei sah ich — Gödeke wie traumverloren unter den großen Datturabüschen mit ihren riesenhaften weißen Giftblumen stehen.

In unserm engen, heißen Mezzanin lag Aphrodite auf der Matratze, die wir schon als Kinder getheilt hatten und auch für diese Nacht wieder theilen sollten. Sie schlief und hatte ihre Dedo abgeworfen. Der Mond schien auf ihre weißen Glieder.

Ich habe sie lange betrachtet und hatte viele Gedanken über die schlummernde Schönheit und deren große Macht und Gewalt. Und sehen Sie, — die Gedanken töten in uns Frauen die Sicherheit, das blinde Triumphgefühl, das immer siegt, und wodurch einige von uns mit dem Lächeln von Schlachtgöttinnen auf die Gefallenen, Wundenbedeckten, Elenden herabsehen können. —

Was nun Gödeke betrifft, so erschien er eines Tages richtig wieder mit seinen gestickten Stiefeln und seinem geistlichen Rocke vor Herrn Persepholis, erklärte, er sei jetzt Kaufmann, habe ein Geschäft gegründet und begehre Aphrodite zur Frau. Der arme Kerl hatte sich für ein paar Tausend Francs, — sein ganzes Vermögen, von dem er lebte, — eine Butike gemiethet und diese mit Kinderspielzeug und unechtem Schmuck ausgestattet. Dahinein wollte er Aphrodite führen, die sich ihre Kleider aus Paris, ihre Spitzen aus Brüssel und ihre Armringe aus Rom kommen ließ!

Diesmal war Persepholis weniger höflich.

Gödeke soll gebeten haben, Aphrodite nur einen Augenblick sprechen zu dürfen. Und Aphrodite ist in's Zimmer gekommen und hat gelächelt und gesagt, sie kenne diesen Herrn nicht, — sie hätte ihn niemals gesehen!

Meine Liebe, es war gut, daß ich das nicht gehört habe . . . ich bin zuweilen etwas heftig, daran sind meine dunkeln Vorfahren schuld.

Ich fuhr denselben Abend in der Stadt umher und machte Einkäufe, ohne noch eine Ahnung zu haben, daß Gödeke sich im Hause wieder hatte blicken lassen. Dabei kam ich in eine ärmliche Straße. Wissen Sie, eine von denen, wo hauptsächlich armes, levantinisches Volk wohnt, wo die Häuser mit den fabelhaftesten Geschichten bemalt sind: mit großen gelben, springenden Löwen unter Bäumen

mit lila Laub und rothen Früchten, und der Sonne und dem Mond darüber, und gespensterhaften, himmelblauen Drachen mit Frauengesichtern. Die Leute entwickeln eine grauenvolle Phantasie in der Decoration ihres sweet home! Und aus allen Fenstern hängt schmutzige Kinderwäsche, und über die enge Gasse, in deren süßtiefem Staub es von dem schwarzhaarigen, blaffen Kindergerärmel wimmelt, hängen, an Striden aufgereiht, blecherne Töpfe oder blau niedertropfende Zeugstücke! Oder vor einer Thüre stehen eben fertig gewordene Säрге aufgestapelt, und kleine Mädchen machen sich falsche Locken aus den abgefallenen Hobelspänen. Still ist es ja niemals in diesen schönen Gegenden, weil die Tischler und Schuster und Blechwaren-Händler u. s. w. alle ihre Handlung auf der Straße treiben; sie pochen, sägen, nieten und hämmern, und die Weiber kochen, süßen, schnattern und strafen ihre Kinder ab, wobei diese natürlich heulen und schreien. Der abscheuliche Geruch von der ölgesotteten Frittura, die die Leute sich auf den Kohlenpfannen braten, benimmt einem dabei den letzten Rest von Athem und Besinnung.

Ein solches Höllegetöse aber, wie es an dem Abend, als Gödeke sich bei Persepholis seinen Korb geholt, aus einer dieser Straßen quoll, habe ich in Alexandrien, dem Herde alles ohrenzerreißenden Lärms, doch noch selten gehört. Mein Wagen gerieth in einen Volksauflauf, in dem er sich nur Schritt für Schritt weiter bewegen konnte, trotzdem der Satz mit seinem Stod und der Kutscher mit der Peitsche nach allen Seiten auf Weiber und Kinder einschlugen. Diese kreischten, aber sie wichen nicht, denn sie fühlten vor Aufregung gar keinen Schmerz. Ich stand im Wagen auf, um mich zu unterrichten, was es gäbe. Die meisten der Mädchen hatten Ketten und schauderhaften Messingschmud erbeutet und schwangen ihn, um ihn vor den beutegierigen Krallen ihrer schwarzäugigen Mitschwestern zu bewahren, mit erhobenen Armen hoch in der Luft.

Ja, — und nun sah ich auch den Mittelpunkt dieses Strudels. In einer nach der StraBe offenen Butike, etwas erhöht, stand Gödeke; der Hemdkragen hing ihm zerrissen über den schwarzen Rock, und der Cylinder sah ihm rücküber auf dem langen Haar. Und mit wildem Schwung warf er die Schätze seines neuingerichteten Kaufhauses unter die tobende, jauchzende, kreischende Menge. Seidenpapier und Pappschachteln lagen um ihn her aufgethürmt, — die Holzperle und Lammchen, Balldamen und Widalkinder flogen nur so durch die Luft, und die Arche Noah öffnete sich dabei und streute ihre Einwohner auf die Köpfe der durcheinandervimmelnden, sich krazenden und beißenden Kinderschar, und unzählige Händchen zappelten empor, um nur aufzufangen, soviel als möglich war.

Und dann ergriff er eine Kiste mit Wachsperlen, zerriß die Schnüre, um die Perlen händeweis den aufkrazenden Weibern in's Gesicht zu schleudern. Dazu lachte er wahnsinnig und rief ihnen Schimpfworte zu. Seine Stimme war so hell und hoch, daß sie durch all das Toben zu mir drang.

Nie in meinem Leben sah ich etwas so Herzzerreißendes, wie diesen Mann in seinem verrückten Schmerze.

Ich machte ihm Zeichen und rief ihm zu, aber er bemerkte mich nicht. Ich konnte nicht zu ihm, die Wagenräder hätten Duzende von Kindern zermalmen müssen, ehe ich so weit vorgebrungen wäre.

Das sehe ich jetzt ein. Damals betrug ich mich wie ein Thier gegen meine beiden Nubier; — ja, jener war wie ein Narr und ich wie ein Thier! Geschlagen und gestoßen habe ich meinen armen Ali und fast von seinem Kutschbod heruntergezerrt, während er mit seinem mohammedanischen Gleichmuth nur antwortete: »Du siehst doch, Herrin, daß wir nicht durchdringen können.«

O, meine Liebe, das ist das Unglück meines Lebens, — so weit werden Sie sich nie vergessen können, — nie! Es liegt im Blute, mit allem Denken und Studiren kommt man nicht darüber fort. Und immer packt's mich gegen die Schwarzen, — Europäern gegenüber selten.

Wenn ich heute noch wüßte, warum in aller Welt ich durchaus zu Gödeke wollte? Helfen konnte ich ihm doch nicht, und in solchen Augenblicken ist einem doch jeder Trost ein Eckel!

Ich wollte auch plötzlich nicht mehr.

Eine Stunde lang bin ich in der Stadt umhergefahren und hatte mit mir selbst genug zu thun, um die Lady und die Philosophin wiederzufinden, die mir abhanden gekommen waren.

Als ich zurückkehrte, war alles still. Fegen von Seidenpapier und zertretenes Spielzeug lagen im Staube, der Laden war geschlossen, und trotz meines Rufens und Pochens ließ der arme Kerl mich nicht ein.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.  
An der Schwelle zum Jenseits.

Novellette von G. von Lieres und Willau.

Draußen vor dem Thore, in der Kaiserstraße Nr. 14, bewohnten Herr und Frau von Leisenstein ein Parterre-Gelass

Frau Anna-Sophie von Leisenstein sah von ihrem Lager aus in diesem Augenblicke dem Gatten zu, der mit einem Besen auf dem Fußboden des Stübchens umherfuhr, und zwar in Hemdsärmeln, um den Schlafrock zu schonen, den er, in Ermangelung von etwas Besserem, im Hause sonst zu tragen pflegte. Die Leisenstein's hielten sich keine Aufwärterin.

merkte. Nun, übermorgen war der zehnte, übermorgen erhob er die fünfundsanzig Thaler Rente, die ihm vierteljährlich zukamen.

Durch die dünnen Wände des Hauses drang der ungestüme Ausbruch der Fröhlichkeit so deutlich, als sei er im Zimmer selbst geschehen. „Die Kinder!“ sprach die Kranke, nicht ers-



Spigen-Arbeiterinnen auf Burano.

Nach einer Zeichnung von Hans Herrmann. — Siehe Seite 62.

von Küche nebst Stübchen, was doch gewiß wenig genug war für die Appartements eines früheren ländlichen Standesherrn und seiner Gemahlin. — Sie waren schrecklich verarmt, die Leisenstein's, und zehrten kümmerlich von den winzigen Zinsen eines ihnen gebliebenen letzten Vermögensrestes.

Das merkte dem alten Manne freilich nicht ein jeder an, daß er keinen Rock untergezogen hatte, wenn er in seinem höchst eigenhändig sauber gebürsteten Ueberzieher durch die Straßen ging, ein schlanker Herr mit einem kleinen, spigen Gesicht und mit schlohweißem Haar.

Und ihr, der Gattin, konnte schon aus dem Grunde niemand das Elend ansehen, weil sie, zu Tode krank, an's Bett gefesselt war; selbst aus der nächsten Nachbarschaft hatte sie noch keiner erblickt, seit sie vor einem halben Jahre, aus der Droschke auf fremden Armen in die Parterre-Wohnung getragen, hier ihren Einzug hielt. —

„Da am Ofen ist noch ein Stäubchen, Männchen!“ sagte die Kranke. „Und da der Papierfegen, Männchen!“ Wenn er schon seinen alten Rücken und seine zitternden Hände anstrenge, wollte sie ihm wenigstens mit ihren Augen zu Diensten sein.

Er war mit dem Ausfegen fertig und ging daran, die Kopfkissen seiner Frau aufzuschütteln. Er konnte es trotz der besten Krankenschwesterin... er hatte es gelernt. Während er sich nun soweit herabbeugte, daß sein runzelvolles Gesicht sich dicht neben ihrem entseßlich abgemagerten Befand, erhob sich unter'm Fenster jäh ein lautes Jubelgeschrei aus einem Dupend heller Kehlen, ein Freudengeschrei, wie es die liebe Jugend bei tobendem Spiele ausstößt. Derbe Buben und Mädels waren es, die vor dem Hause über die zugefrorene Gasse glitten, schulfrei am gesegneten Mittwoch Nachmittag! Es herrschte trotz des Monats März klingender Frost draußen, wie Herr von Leisenstein auch an dem bedenklichen Abnehmen seines Kohlenvorrathes

schreckt von dem Lärm sondern in einer Art sehnächtiger Spannung. „Die Kinder!“

Ganz in seine Beschäftigung vertieft, zog er die Decke höher über sie, ihr bis an's Kinn, rückte den Stuhl neben ihrem Bette gerade. Sie begann von neuem: „Könnte ich nur ein einziges Mal wieder Kinder sehen!“

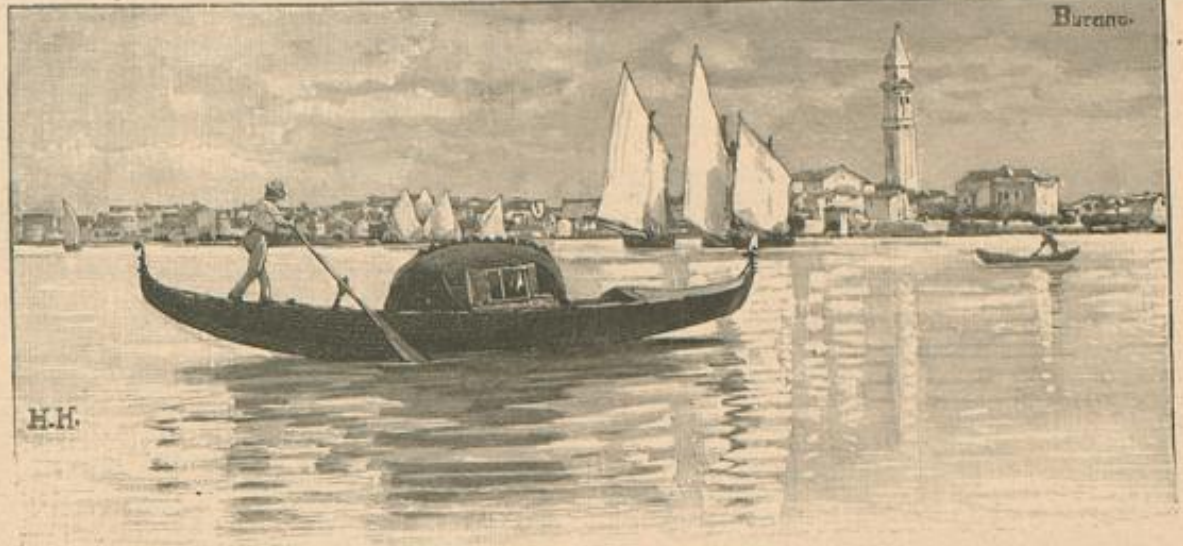
Er richtete sich auf. „Soll ich Dir eins oder zwei von ihnen hereinholen?“ fragte er, kühn entschlossen, alles Mögliche zu thun, um die Leidende zu erfreuen.

„Nicht, — nicht herein!“ wehrte sie ab. „Ich kann mich nicht mit ihnen beschäftigen.“ Sie blickte so sehnächtiger.

„Wart', wenn Du erst wieder aufstehen kannst, siehst Du sie, wenn Du am Fenster sitzt,“ versuchte er zu trösten.

Sie wandte ihm ihre Augen zu, diese groß und tief gewordenen Augen. „Glaubst Du denn, daß ich wieder aufstehe?“ fragte sie mit einer Stimme, die in ihrer Schwäche erschütternd klang.

„Freilich!“ brummte er.  
 Ihre Gedanken gingen schon wieder weiter.  
 „Ich kann mich nicht an's Fenster setzen, ich habe ja nicht einmal ein Häubchen!“ sprach sie klagend.  
 Er nahm den Ueberzieher vom Nagel und legte ihn an, um seinen nachmittäglichen Ausgang zu unternehmen. Er ging grundsätzlich jeden Vormittag und Nachmittag einmal um die Ringmauern der Stadt, weil er meinte, daß dies der Gesundheit zuträglich sei.  
 „Nun,“ sagte er martialisch knapp, „wenn's sein muß, wenn Du es brauchst, will ich Dir das Häubchen kaufen.“  
 „Nein, nein, laß es nur!“ bat sie mit geschlossenen Augen.  
 Er aber schmunzelte fast, während er Abschied von ihr nahm und mit dem Reste seiner bescheidenen Monatsrate im Portemonnaie sich auf den Weg machte. Heute, ja gerade heute



Ansicht von Burano.



Genzia Scarpriola, die Spitzen-Arbeiterin von Burano.

sollte sie auch ihre Freude haben, und — heute gelang es vielleicht zu erreichen, was ihm so auf der Seele brannte. Heute, ehe es zu spät war!  
 Drinnen in der Stadt sah er in einem Schaufenster solch ein Ding aus hellroter Stoff und Spitzen, wie er's in nebelhafter Vorstellung gesucht hatte. Er ging in den Laden und verlangte „das rosa Häubchen aus der Schaufenster-Auslage.“  
 Die Verkäuferin, mit den vielen Lösschen über der Stirn, fragte lebenswürdig: „Für Ihre Tochter?“  
 „Nein!“ entgegnete er kurz. „Für meine Frau!“  
 Das Fräulein lächelte schalkhaft, indem sie das zarte Kunstwerk, ohne weiter etwas zu bemerken, vor ihn auf den Tisch legte.  
 Es zwischen den Fingern haltend, betrachtete er es mit heuchlerischem Sachverständniß. Die Verkäuferin amüsierte sich erköstlich ganz ungemein über den alten Herrn mit den hochgezogenen, weißen Augenbrauen.  
 „Was kostet es?“ fragte er so beiläufig.  
 „Fünf Mark!“  
 „Fünf Mark! Donnerwetter!“ Seine gerunzelte Stirn schien noch einige Halten mehr zu bekommen. Dann aber erklärte er in plötzlicher Entschiedenheit: „Na, paden Sie es ein!“ — Ja, es ging; das hatte er noch! — Er zahlte — die letzte Mark in Nickel und Pennig, — denn das Zwei-

markstück, das sich dann noch als Rest seines Vermögensbestandes vorfand, hatte er für einen anderen großartigen Anlauf bestimmt.  
 Er ging demnach, das in Seidenpapier gehüllte Häubchen mit ängstlicher Fürsorge tragend, in einen zweiten Laden, und als er diesen wieder verließ, war seine hintere Rocktasche durch einen runderlich langen Gegenstand unförmlich angeschwollen.  
 Der leichtsinnige Herr von Leisenstein! Die Leute hatten doch wohl Recht, wenn sie meinten, daß er auch früher ein recht bewegliches Blut besessen habe.  
 Er selbst fand sich freilich gar nicht leichtsinnig in diesem Augenblicke.  
 Er ging mit kleinen, schnellen Schritten nach Hause; klein, wegen der auf den Straßen herrschenden Glätte, schnell, um nur eher heimzukommen, da seine Frau jetzt allein lag.  
 Mit einiger Schwierigkeit kletterte er die eisbedeckten Stufen zur Hausthür hinauf. Die spielenden Kinder waren von der Gasse verschwunden; es dämmerte bereits stark, als der alte Herr seine Wohnung betrat. Aus dem Zimmerchen ertönte fragend Anna-Sophies Stimme.  
 „Gleich, Frau, gleich!“ Er rannte hin und her, eine große Geschäftigkeit entwickelnd. Er zündete die Lampe an, machte sich in der winzigen Küche allerlei zuschaffen und entfachte im Ofen des Stübchens mit Geschicklichkeit ein Feuer. Die Gattin murmelte zwar aus ihrem Winkel heraus, daß letzteres nicht nöthig sei, doch er stellte sich hartnäckig und fuhr mit Energie in seiner Arbeit fort.  
 „Nun, Anna-Sophie, siehst Du, da bringe ich's Dir!“  
 „Was?“ Sie hatte ihren vorhin geäußerten Wunsch schon wieder vergessen, so schwach war ihr Gedächtniß in ihrer Krankheit geworden.

„Das Häubchen!“ Triumphierend hielt er es ihr hin.  
 Sie öffnete weit die Augen, hob die zitternde Hand und betrachtete es.  
 „Aber doch nicht ein solches! Das ist ja zu theuer und viel, viel zu jugendlich für mich, für eine sterbende alte Frau!“ Ganz vorwurfsvoll sagte sie es.  
 Da! Da hatte er es! Er stand bestürzt, beschämt, plötzlich sich dessen bewußt, was das junge Mädchen hinter dem Laden-tische mit ihrem Lächeln gemeint hatte. Natürlich, natürlich, — es war auch richtig, wenn er das rosa Ding neben dem greisen Schmerzensantlitz sah! — Wo hatte er nur seine Gedanken gehabt? Fünf Mark weg für eine Dummheit! Und er hatte vorhin geglaubt, er würde der Armen wirklich eine Freude bereiten.  
 Zunächst dachte er nun an einen Umtausch, aber da stieg es in ihm auf: „Rede es ihr aus, daß sie das helle Ding nicht tragen kann; lenke ihre Gedanken auf das Irdische, damit sie eine kurze Spanne von ihrem Elend abgezogen wird; mache sie glauben, daß du wirklich noch die besten Hoffnungen für ihre Genesung hegst!“



Spitze. Modell 40 des Burano-Stiches.



Spitze. Modell 10 des Burano-Stiches.

Nachdruck verboten.

Burano-Spizen.

Von Therese Arciero-Streicher.

(Siehe die Abbildungen Seite 60 u. 61.)

Und so lachte er fest und überlegen. „Zu jugendlich!“ rief er. „Zu jugendlich! Pah, Muttschen, wo denkst Du hin? Du bist doch noch keine alte Frau, — eben erst sechzig! Ein bißchen blaß hat Dich die Krankheit jetzt gemacht, aber eben darum wird Dir das Roth prächtig stehen, Rosen der Gesundheit, Anna-Sophie! Und Du bist ja auch bald wieder gesund . . . Gerade so etwas mußt Du tragen, grad' so etwas!“

Die Kranke schaute sinnend vor sich hin, und dann glommt in der That etwas wie ein Hoffnungschimmer in den müden Augen auf. Ein schwaches Lächeln umspielte ihre Lippen, der Abglanz einer Sonne, die schon längst, längst untergegangen zu sein schien.

„Also, Du glaubst, ich kann das noch tragen?“

„Versieh' sich!“

„Du meinst —“ es war, als schämte sie sich, es zu sagen, und dann brach's doch wieder wie zitternd beschwingte Hoffnung aus ihr hervor. „Du meinst, ich werd' wieder gesund?“

„Aber selbstverständlich!“ bekräftigte er mit nicht ganz sicherer Stimme. „Selbstverständlich!“

Der Glanz ihrer Augen ward stärker.

„Nun, ich will das Häubchen behalten, Du lieber Güter! Verzeihe, daß ich erst so enttäuscht war! Es ist wahr, Du hast ja immer am besten gewußt, was mir gut stand oder nicht!“

Im Ofenrohr der Stube begann es zu singen, wie siedendes Wasser singt. Der alte Herr ging eilig hinaus.

Er merkte wohl, daß die Hoffnungsstimmung seine Frau theilnehmend für ihn gemacht hatte; sie wollte ihn nicht beschämen, deshalb fügte sie sich. Auch gut! Ob so oder so, jedenfalls hatte er seinen Zweck erreicht, und fröhlich rief er sich die Hände.

Während Anna-Sophie noch immer das Kunstwerk betrachtete, indem sie ihre Finger zärtlich liebevoll über die Seide gleiten ließ, rumorte der Gatte in der Küche herum, schlürfte auch einmal bis an den Ofen und dann wieder zurück. Als bald kam er mit klapperndem Geschirr herein; auf dem im Laufe der Zeit arg geschundenen Theebrette standen zwei Gläser, mit Löffelchen darin, ein Töpfchen, über dem der Dampf heißen Wassers schwebte, und eine didbauchige Flasche.

„Aber — —!“ Ihr Mund fand keine Worte bei dieser neuen Ueberrajung.

„Du sollst doch auch wissen, daß heute ein Geburtstag ist, Mama!“

„Geburstag!“ Sie fuhr mit der abgekehrten Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf. — „Ich weiß von keinem Geburstage.“ Theilnahmslos blickte sie vor sich hin.

Schweigend entlockte er die Flasche; ein aromatischer Duft verbreitete sich durch das Zimmer.

„Punsch?“

„Ja, Punsch!“ Er schien es gar nicht zu merken, daß es noch absonderlicher sei, der Kranken das schwere Getränk anzubieten, als das Häubchen.

Mit sorglicher Bedächtigkeit mischte er, schmeckte und reichte das eine Glas seiner Frau.

„Aber wie kann ich — — so etwas trinken!“

„Nur kosten, es ist Dein alter Lieblingspunsch, Anna-Sophie, und der Lieblingspunsch von jemand anders. Wir haben ihn früher immer an diesem Tage getrunken!“

„So? Warum denn?“

Er sah sie nur forschend an, als erwartete er, daß der Punsch irgend eine ganz besondere Wirkung auf sie ausüben müsse!

Sie versuchte wirklich einen winzigen Schluck, der ihr schon wie Feuer in die Augen stieg. Der heiße Dampf schlug ihr dabei in's Gesicht, einen flüchtigen Moment hindurch einen Schein von Röthe darauf weckend.

Mit großer Umständlichkeit braute der alte Herr sich sein Glas zurecht. Als er den ersten Tropfen auf der Zunge spürte, war's plötzlich, als sanken die Sorgen zurück von ihm, als sei die Noth umher nicht mehr so groß und der Tod nicht mehr nahe, als fühle er sich in eine längstvergangene, glückliche Zeit zurückversetzt.

Frau von Leisenstein schaute wieder vor sich hin. Sie sog den Duft des Getränkes ein. Wann war es doch nur, wo sie genau denselben Brodem gespürt —? War nicht alles schon einmal so dagewesen wie heute —? Sie sann und sann. Immer mehr schien sich die Stumpfheit der kranken Züge zu verlieren. Und wieder fiel ihr Blick auf die Haube.

„Du hast so gut gewäht!“ flüsterte sie. „Ich hatte Rosa immer so gern. Weißt Du noch — die Rosen —“

Eifrig rührte er in seinem Glase. Dann nickte er ihr zu. „Ja, ich weiß. Als wir uns verlobten, die Rosen, die Du im Haar trugst, die waren ähnlich so.“

Und vor ihr stieg das Bild des Tages auf, an dem sie sich fanden. Der Flieder schloß eben seine Knospen auf; der Kiepspfad des Gartens blinkte im Sonnenschein. Anna-Sophie trug zur frühen Blüthe gebrachte Rosen im Haar. Sie war achtzehnjährig alt, er zweiundzwanzig. Sie war Alt-Preußin und Protestantin, er eifriger Welse und Katholik. Die ganze Verwandtschaft eiferte gegen die Heirath der jungen Leute. Sie setzten es dennoch durch zusammenzutommen. Aber freilich, als die Neuvermählten in Leisenstein's Schloß einzogen, war da von der beiderseitigen Sippe nicht einer, mit dem sie sich nicht verfeindet gehabt hätten bis zum „Sichnichtmehrkennen“. Und es ist nicht gut, wenn einer keine Hand weiß, die, durch Bande des Blutes getrieben, ihm in der Noth beizustehen bereit ist.

„Das Tuch, das Du trugst, wie der Junge klein war, das war auch roth, weißt Du?“ begann der alte Mann mit zitternder Stimme.

Der Junge! Vor ihnen in der engen, kleinen Stube stand er wie lebend, der Erstgeborene, so stramm, so prächtig wie kein anderes Kind! Und so begabt, so klug, daß es den Eltern bald schwer wurde, ihm zu verbergen, wie die Sorgen sich immer drückender auf ihre Schultern häuften, wie Leisenstein als Landwirth und Anna-Sophie als Hausfrau zum Erschrecken ihrer bezahlten mühten für ihre Unerfahrenheit, ihren Stolz, ihre unüberlegte Wohlthätigkeit, ihren leichten Sinn, der nicht zu rechnen wußte, — wie das Unglück sie verfolgte, Missernten und Viehsterben ihren Wohlstand zersetzend zusammenschmelzen ließen, — wie die Gastlichkeit im Schloß nur noch mit Seufzern gepflegt wurde! Und so brav war der Junge nachher gewesen, als Leisenstein, mit Opferung des Letzten, was er noch bejaß, ihn Offizier werden ließ, wie er sich so mannhafte hielt in der schweren Stellung des verarmten, jungen Edelmannes! Bei Langenfalza starb er den Heldentod.

„Ein hübsches Glas unierm Jungen!“ sprach der alte Mann. Das Glas in der Hand bebte ihm. Und da er die schmerzliche

Spannung in Anna-Sophiens Zügen gewahrte, setzte er hinzu: „Und ein fröhliches Glas dem Sonnenstrahl Luise!“

Luise! Wieder fuhr sich die Kranke über die Stirn, ein neues Stück Erinnerung, ein sonniges, tauchte in ihr auf.

Jetzt lächelten sie beide, und vor sich im Stübchen sahen sie Luise, ein lebendes Glück, das sie heute noch, wenn auch in der Ferne, bejaßen.

Der Sonnenstrahl! Ja, das war sie immer gewesen. Sie war nur in die Volksschule gegangen, unter dem Vorwande der Strafe, weil ihr Köpfchen gar so wenig Schulweisheit in sich aufnehmen wollte: denn als Luise, die acht Jahre jünger als der Knabe, schulpflichtig geworden, da hatte die Herrlichkeit der Leisenstein's bereits ihr Ende erreicht, und die Verarmten versuchten in einer kleinen sächsischen Stadt auf den Trümmern ihres Vermögens sich ein neues Dasein aufzubauen. Sie verkehrten damals so wenig wie jetzt mit irgend jemand. Wie sollten sie auch? Für die Reichen waren sie zu arm, für die Geringen zu adlig! Trotzdem hatte die erwachsene Luise einen Anbeter. Das war ein junger Postsecretär, den sie am Schalter gesprochen hatte, und der sich seitdem das Vergnügen machte, sie beim Begegnen auf der Straße zu grüßen und des öfteren unter ihrem Fenster vorüberzugehen, und Leisenstein neckte seine Tochter gern mit ihrem bescheidenen Verehrer. Aber das Lachen verging ihm, als es sich eines Tages herausstellte, daß Luise und der Postsecretär sich heirathen wollten.

Ein Fräulein von Leisenstein einen Postsecretär heirathen! Es verstimmte ihn außerordentlich; doch in seiner Liebe für sein Kind fügte er sich bald, während Anna-Sophiens adelstolze Gefinnung auf das äußerste über die Mesalliance empört blieb. Ungeachtet des heftigen mütterlichen Widerstandes sah der Postsecretär aber fest in Luise's blondem Köpfchen, dem bis dahin niemand einen Willen zugetraut hatte. Nach bitteren Kämpfen gab Frau von Leisenstein endlich nach. Freilich litten es ihre aristokratischen Grundzüge, an denen sie in Noth und Elend immer noch festhielt, nicht anders, als daß die alten Leisenstein's den Ort verließen, an dem ihre Tochter fürder als Frau Postsecretär lebte. — Und jetzt waren Luise's Briefe mit den Nachrichten von den Enkeln das letzte Glück ihrer alten Tage!

Aber nicht Luise's Bild war es, das nach und nach aus dem Punschbrodem in dem wieder erwachten Gedächtnisse der Kranken am stärksten emporwuchs.

Welt aufgerissenen Auges schien die alte Frau in die Vergangenheit zu starren. Und plötzlich schlug sie die Hände vor's Gesicht und begann zu schluchzen.

Herr von Leisenstein rückte ihr nahe und umschlang sie mit seinen Armen, während ihm heiße Thränen über die gesuchten Wangen rannen. Jetzt wußte sie, warum er heute den Punsch bereitet hatte!

„Johanna!“ stöhnte sie. — Zum ersten Male seit zwanzig Jahren kam der Name wieder über ihre Lippen.

„Ja, Johanna, Anna-Sophie! Heute ist doch ihr Geburtstag! Anna-Sophie, wollen wir nicht noch einmal zusammen in Liebe unseres verlorenen Kindes gedenken? — Wohl geht es Dir wieder besser, aber schließlich, — ich bin auch alt, — wer kann wissen, wie lange wir noch so miteinander Zeit haben, zu vergehen, Anna-Sophie!“

Noch immer verbarg die Kranke ihr Gesicht. Ihr einstiges Lieblingskind stand vor ihr in seiner holden, bezaubernden Jugend-Unschuld. Und dies Kind war zu Grunde gegangen! — In das nüchterne, ärmlische Heim hatte der feurig und phantastisch sich entwickelnde Geist Johannas sich auf die Dauer nicht zu finden gewußt, von einem heftigen Drange zur Bühne erfaßt, hatte sie das Elternhaus heimlich verlassen. Die Unerfahrene aber gerieth in schlechte Hände, und als ihr nun auch berechtigte Zweifel an ihrem Talente kamen, begann sie zu sinken, tiefer und tiefer, bis es kein Hinaufarbeiten mehr für sie gab. Seitdem war sie verschollen.

Diese Schande, dieser unauslöschliche Schmerz war es gerade, der die Gesundheit Anna-Sophiens gebrochen, ihre Denkkraft zeitweilig gelähmt und sie hart gegen die ganze Welt hatte werden lassen.

Die Dampf Wolken über den Gläsern waren verschwunden. Es ward kalt im Zimmer. Die beiden Alten merkten es nicht. Fest hielten sie sich umschlungen. Was seit zwanzig Jahren zwischen ihnen gestanden, heute, an dem Geburtstage des verlorenen Kindes, ward es endlich begraben, eben noch an der Schwelle, von der kein verzehendes Wort in das Diesseits zurückgelangt.

Nachdruck verboten.

Lenz.

Nun springen und rauschen und wogen  
Die Wasser im weiten Land,  
Der Lenz ist eingezogen,  
Die goldenen Pfeile flogen  
Von blitzendem Vogen gesandt.

Das war ein Flirren und Fliegen,  
Ein Trefften grad in's Herz;  
Das war ein fröhliches Siegen,  
Und aus den Wunden stiegen  
Viel Blumen allerwärts.

Ein Mädchen ging inmitten  
Der Schlacht einher und sang,  
Da kam ein Pfeil geglitten  
Und hat in's Herz geschnitten  
Ihr tief, mit leisem Klang.

Nun rauschen die Quellen und Bronnen,  
Und blühen Wiesen und Wald,  
Nun strahlen wohl tausend Sonnen,  
Nun träumen die Mädchen von Women:  
O, Liebster, kommst Du bald?

Gustav Falke.

**N**ur von den freundlichen Leserinnen und Lesern im Frühling oder Herbst das zauberhafte Venetien besucht, hat vielleicht an einem der Ausflüge theilgenommen, welche die Venetianische Damenschiffahrts-Gesellschaft allwöchentlich nach den Lagunen veranstaltet, um den Fremden Gelegenheit zu geben, die Eigenthümlichkeit und Schönheit dieser würdigen. Diese Ausflüge führen zumeist nach den in den Lagunen befindlichen Inseln Murano, Torcella und Burano.

Aber mit Ausnahme Murano's wird die Zeit des Aufhaltes bei diesen Ausflügen so kurz bemessen, daß man nicht flüchtige Eindrücke davon zurückbringt, und doch ist gerade bei Burano dasjenige, was den Fremden vornehmlich durch den Gewerfleiß seiner Frauen und Mädchen beimene, den Ruf der Insel weit über die Grenzen des eigenen Landes ja unseres Welttheils hinausgetragen.

Das, was ich bei Gelegenheit eines solchen Ausfluges in Burano sehen konnte, erregte mein wärmstes Interesse insbesondere das Wiederaufblühen der Spizen-Industrie. Denn zur Zeit blüht nur noch in wenigen Orten die feine Kunst der Anfertigung der Spizen einzig und allein mit der Nadel, und unter diesen wenigen nimmt Burano, nach zwanzigjährigem ausdauernden Streben, durch die erreichte Vollkommenheit der Herstellung einen der ersten Plätze ein.

Wenn man sich an der fundamenta nuovo in Venetien einschiffet hat, in einer jener leichten Barken, die man sandali nennt, stellt der gewandte barcaruolo das bunte Segel auf, pfeilschnell schießt die schmale Barke dahin, vorbei an dem wunderschönen Friedhofe von S. Michele, vorbei an dem dort seine Glas-Industrie berühmten Murano, hinaus in die Lagunen. Von allen Seiten tauchen kleine und größere Inseln auf; alle dienen militärischen Zwecken, sind vorgeschobene Posten.

Weit im Hintergrunde der Ebene, zur Linken von Venetien grünen und die gewaltigen Dolomiten Tofana, Pelmo, Antelaten scharf und klar gezeichnete Formen manchmal mit Schnee gekrönt sind.

Das Ziel unserer Fahrt taucht aus dem Wasser auf, schon von weitem erkenntlich an dem schiefen, alterthümlichen Thurme der Kirche.

Burano ist eine der ältesten Ansiedlungen in den Lagunen und leitet seinen Namen ab von Porta Burana di Altino, einer Stadt am Festlande, die von den Hunnen unter Attila zerstört wurde. Einige der Bewohner von Altino flüchteten sich in die kleine, von ihnen angelegte Colonie und gaben ihr den Namen der verlassenen Stadt.

Jedoch das Burano, zu dem sie flohen, war nicht bei Burano von heutzutage, sondern ein etwas näher an der Küste gelegenes Städtchen, Burano an der See genannt. Der Name deutet auf die Gefahr, der die Flüchtlinge ausgehört waren. Diese mußten sich bald überzeugen, daß die Strömungen der Sile und Piave, verbunden mit der Strömung des Meeres die von ihnen besetzte Insel ernstlich bedrohe. Sie wendeten sich daher an die Bewohner der Nachbarinsel Mozorbo und erhielten von diesen ein Stück Land, wo sie das moderne Burano bauten, das deswegen in ein gewisses Abhängigkeits-Verhältnis zu seinen Bohrtätern kam.

Jetzt ist das Verhältnis umgekehrt, denn während Mozorbo dem vollständigen Verfall entgegengeht, befißt Burano eine stets zunehmende Bevölkerung von 7000 bis 8000 Einwohnern.

Nichts ist so bemerkenswerth in Venetianischen, als die Burantheit, mit der jede Insel der Lagunen ihre Eigenart bewahrt. Mozorbo und Burano sind jetzt mit einander verbunden, und doch kann man leicht die beiderseitigen Bewohner unterscheiden. Die von Mozorbo sind bescheiden, ruhig, von sanftem Wesen. Die buranelli, obwohl kaum einige 100 Schritte von der Nachbarinsel entfernt wohnend, sind lebhaft, rauh, widerständig, sie besitzen etwas von der scharfen, salzigen Seeluft, in der sie leben. Sie gehenen, mit Recht oder Unrecht, den Ruf der Händelsucht; sie haben diesen, wie es scheint, als Erbtheil überkommen, denn schon die Beamten der Republik Venedig hatten Mühe, unter den Frauen von Burano, die zum Markte nach der Stadt kamen, den Frieden und die Ordnung aufrecht zu halten.

Diese gewisse „Lebhaftigkeit“ wird ausgeglichen durch den Umstand, daß die buranelli für weniger Lohn mehr und tüchtiger arbeiten, als alle anderen Bewohner der Lagunen. Von Erscheinung sind sie nicht schön, jedoch groß, kräftig gebaut; ihre Gesichtsfarbe ist von dem beständigen Aufenthalt im Freien lebhaft gebräunt. Die männliche Bevölkerung beschäftigt sich fast ausschließlich mit Fischfang, Frachtsahrt u. s. w. Dieses fällt sofort beim Einfahren in das freundliche Städtchen auf, zu dem wir nach 1 1/2 stündiger Fahrt gelang sind; allenthalben hängen Fischgeräthe und Netze zum Trocknen, während in den schmalen, den Ort durchziehenden Canälen eine ganze Flotte leichter und schwerer Barken verankert liegt.

Man landet an der Hauptbrücke, die auf die breite, schön gepflasterte Hauptstraße, und von dieser zur piazza führt. Auf diesem Plage liegt die alte Kirche mit dem schiefen Thurme, der sich, wie man sagt, bei einem Erdbeben senkte. Die Kirche ist architektonisch unbedeutend und im Innern ohne künstlerischen Schmuck; jedoch in der Sacristei findet sich wertvolle Chorröcke, an denen die seltensten, echten alten Spizen angebracht sind, die noch Zeugniß ablegen von der Geschicklichkeit vergangener Geschlechter.

Hier sei nun ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Spizen-Industrie von Burano gestattet.

Es ist bekannt, daß die Industrie der allein mit der Nadel angefertigten Spitze, wenn nicht ihre Erfindung — um diesen Ruhm streiten sich mehrere Städte — doch ihre größte Entfaltung Venedig verdankt.

Die Blüthe dieses ganz den Frauenhänden anheimfallenden Gewerbezweiges fiel in die Zeit der höchsten Pracht der Republik im 15. Jahrhundert. In den venetianischen Familien waren damals ungeheure Reichthümer angehäuft, deren Quelle in dem blühenden Handel mit dem Orient zu suchen ist. Der Geschmack und Kunstsinne der venetianischen Damen verwendeten Spizen in jeder Weise, und diese gaben den prächtigen Gewändern der damaligen Zeit den Charakter besonderer Aeldsamkeit.

Abdruck verboten.

Die Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin.

Von M. W. K.

Wenn wir auf ein Viertel Jahrhundert zurückblicken, die Anfänge der Frauen-Bewegung wahrnehmen und in ihrem Fortschreiten beobachten, kann es uns nicht entgehen, wie sich gerade in der Kunst der Unternehmungsgelbst kräftig rührt, wie hier die einzelnen, dazu berufenen Frauen ein festes Zusammengehen erstreben, aus dem in Deutschland der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen entstanden ist. Schon nachdem die Maler Oscar Wegas und Julius Schrader ihre Ateliers den Förderung suchenden Künstlerinnen geöffnet hatten, traten diese bald im Fortschritt-Buch in den Wettbewerb mit den Malern ein, und ihre Leistungsfähigkeit steigerte sich in den verschiedensten Fächern mehr und mehr. Um nun dem Publicum ein Gesamtbild der malerischen Leistungen vorzuführen, veranstaltete der oben genannte Verein im Jahre 1888 eine Ausstellung in den Räumen der Berliner Thierarznei-Schule, die allgemeinen Anklang fand, sodaß sich Wiederholungen wünschenswerth erwiesen. Diese finden nun seitdem statutenmäßig alle zwei Jahre statt, und so kann man heute bereits über die 14. Ausstellung berichten.

In den neu hergerichteten Sälen der königlichen Akademie der Künste in Berlin wurde diese jüngste Ausstellung am 12. März d. J. eröffnet. Der Verein der Künstlerinnen hatte in der letzten Zeit einen besonders großen Zuwachs von Mitgliedern zu verzeichnen, sodaß die Besichtigung eine sehr reiche war und die Herten der Jury viele Stunden opfern mußten, um ihre Aufgabe zu lösen. Das Resultat ist nun der erfreuliche Anblick weiblicher Schaffenskraft, die manche Werke entstehen ließ, die ihren Schöpferinnen hohe Ehre machen. Ein gegen die früheren Ausstellungen unmerkbarer Fortschritt zeigt sich dem Beschauer beim Durchwandern der dichtgefüllten Räume, in denen die alte Richtung mit der jungen in friedlichem Nebeneinander auftritt, beide von gleich ernstem Streben befeuert.

Eine große Zahl der Malerinnen ist dem Besuche der neuen Kunstanstaltung gefolgt, nicht weil sie trachtet, modern zu sein, sondern weil es ihre innerste Ueberzeugung ist; die hervorragenden Arbeiten von Dora Hül, Hedwig Weiß, Linda Kögel, Anna Gerresheim beweisen dies. Hier finden wir die freie und frische Wiedergabe der Natur, die unmittelbare Auffassung, zu der sich noch die dem weiblichen Charakter besonders eigene, liebevolle Vertiefung in den Gegenstand selbst hinzugesellt. Es leuchtet aus diesen Werken eine wohlthunende Farbenfreude und duftige Heiligkeit, die durchaus überzeugend wirken.

Diesen Darstellungen nahe verwandt sind die italienischen Landschaften von Louise Wegas-Parmontier, die zahlreiche neue Motive von ihrer vorjährigen italienischen Reise heimbrachte und nun in künstlerischer Vollendung verwertete. Von ganz eigenem Reiz ist Emmy Lischke's durch muntere kleine Amoretten belebte Biesenhalde, deren gesättigtes Grün des Erdbodens und tiefes Blau der Luft uns in einen gewissen Sommertags-Flauer versetzt, während Elisabeth von Eiden die trübe Stimmung eines regnerischen Herbstabends mit großer Empfindung schildert. Das umfangreichste, in seiner Art einzige Gemälde fandte Gräfin Marie Kalkreuth; es stellt Christus und den Sünder dar, ein Werk voll Kraft, Wärme und Innigkeit, dessen Gesamttönung ungemein sympathisch berührt. Den Leserinnen ist es aus unserer vorigen Nummer (Heft 7 der Illustrierten Frauen-Zeitung) bereits bekannt. Die hohe, in ein dunkelrothes Gewand gekleidete Gestalt Christi beugt sich zu dem vor ihr knieenden Manne hernieder; mit verzeihendem Ausdrucke blickt das milde Auge auf den Reumüthigen, der stehend zu seinem Heilande emporschaut, sich auf dessen dargereichten Hände stützend.

Unter den Portraits ragt das Pastell von Dora Hül durch seine künstlerische Darstellungsart besonders hervor; vorzüglich ist auch Marie Herenz mit einem zart und hell gehaltenen Damen-Portrait vertreten. Die große Anzahl von Pastellbildern beweist übrigens, daß sich die Künstlerinnen mit Vorliebe der Pastell-Technik widmen, eignen sich doch hierfür vornehmlich zarte Frauenköpfe, deren reizvoll eigenthümlicher, fast transparenter Schmelz sich durch diese Malweise am vollkommensten wiedergeben läßt.

Allerdings befinden sich Still-Leben und Blumenstücke in überwiegender Zahl in der Ausstellung. Frau Elise Hedinger, Clara Lobedan, Hildegard Lehner, Marie Kirchner, die Geschwister Cramer u. a. sind es, die verstehen, das oft stiefmütterlich betrachtete und kritisierte Still-Leben zu voller Geltung zu bringen, mit seiner Farben-Harmonie, technisch breiter Durchführung und großer Bravour wiederzugeben. Unter den Aquarellen ragen die heiteren Frühlingsbilder von Louise Bagenkopf und der lustige Chrysanthemum-Strauß von Elise Brehn bedeutend hervor; interessant in Composition und Beleuchtung sind ferner das Genre-Bildchen „Heiße Maronen“ von Anna von Wahl, die charakteristisch gezeichneten und coloristisch fein empfundenen „italienischen Kinder“ von Mathilde Wod-Rien-dorf und der Rahmen mit den genialen Zeichnungen, sowie die Studien von Marie von der Osten. In hohem Grade fesselnd ist auch Hedwig Weiß' Auswahl verschiedener Stizzenbuch-Blätter; es sind dies flüchtig hingeworfene Gedanken, körperhafte Farbflüsse und Moment-Scenen, die einer augenblicklichen Laune entsprungen zu sein scheinen.

Eine besondere Wand wurde den Copien eingeräumt; es ist deren eine beträchtliche Zahl, nach Originalen aus verschiedenen Museen, in wohlgelegener Ausföhrung vorhanden. Im Gegensatz zu der Malerei zeigt sich die Sculptur nur sehr gering vertreten, denn wenige Bildhauerinnen gehören bis jetzt dem Verein an; diese aber leisten Anerkennenswerthes. Lilli Fingelberg erfreut uns mit einem schelmischen Knabenkopf und der Portrait-Büste eines ernst dreinschauenden Mannes, dessen kräftig gemeißelte Züge wirkungsvoll auffallen. Frau Geiger-Spiegel fandte einige zarten und leicht geübten Mädchensköpfe in schlüchternen Haltung, und Dora Beer stellte an dem Haupte einer Greisin die Zeichen des hohen Alters, tiefe Runzeln und Falten, in trefflicher Weise dar.

Die dem Verein gehörende, unter Leitung von Margarethe Hönerbach stehende Zeichenschule kann in diesem Jahre mit vollem Rechte stolz auf die ausgestellten Arbeiten sehen; auch hier weht ein frischer Hauch, getragen von eingehendem Studium

Die berühmten Meister des Cinquecento liefernten dazu die herrlichsten Zeichnungen, unter andern hat Tizian's Neffe eine vorzügliche Sammlung solcher hinterlassen. Der Werth jener Spigen war erheblich, nicht sowohl wegen des verwendeten Materials, in den meisten Fällen besonders zubereiteter Leinwand, als der auf die Arbeit verwendeten Zeit halber. Bald wurde dieses venetianische Erzeugniß auch in fremden Ländern begehrt und nach dort ausgeführt, und, neidisch auf solchen Erfolg, suchte man den sogenannten Venetianischen Stich, point de Venise, nachzuahmen.

Ludwig XIV., dem nichts entging, wendete seine Aufmerksamkeit dieser Industrie zu und ließ alsbald venetianische Arbeiterinnen nach Frankreich kommen. Man er fand, oder vielmehr Ludwig XIV. decretirte den point de Franco, und unter Anleitung der Venetianerinnen blühten bald die Schulen von Argenton, Alençon, Chantilly, Mercourt, Reims, vom Staate errichtet und durch besondere Privilegien gegen jede Concurrnz geschützt. So führten dann der Verfall der Republik Venedig und die französische Concurrnz allmählig den Verfall der venetianischen Spigen-Industrie herbei; dieser einft so einträgliche Erwerbszweig drohte vollständig unterzugehen.

Aus alten Chroniken wissen wir, daß für die geschicktesten und besten Spigen-Arbeiterinnen mit in erster Linie die Frauen und Mädchen von Burano galten, und in Burano allein gab es noch zu Anfang unseres Jahrhunderts einige tüchtige Arbeiterinnen für point de Venise und point de Barano. Da Klausente sich mit deren Ware nicht beschäftigen wollten, suchten und fanden sie Käufer in alten Patrizier-Familien und bei Sachverständigen. Die Schwierigkeit, ihre Erzeugnisse zu verwerthen zu können, beschränkte aber die Zahl der Arbeitenden immer mehr, bis endlich in den siebziger Jahren nur noch eine einzige alte Frau in Burano lebte, welche die Ueberlieferung der Ausführung des point de Venise bewahrt hatte; durch sie ward es später möglich, den ersten Grund zum Wiederaufleben der Spigen-Industrie zu legen. Doch auch dazu bedurfte es noch einer besonderen Veranlassung.

Wir wissen schon, daß die Bewohner auf Fischeri und Schifffahrt als Erwerbquelle beschränkt sind, denn der Ort erlaubt seiner geringen Ausdehnung wegen (1 Quadrat-Kilometer im Umfang) weder Garten- noch Ackerbau. Der besonders strenge Winter von 1872 beschränkte diese einzige Möglichkeit des Erwerbs so sehr, daß viele Familien, des Unterhalts beraubt, in's größte Elend geriethen. Venedig und in der Folge alle italienischen Provinzen beiliefen sich, auf die Kunde dieser Noth hin, den Bewohnern Hülfe zu bringen. Man veranstaltete öffentliche Sammlungen, theatralische Vorstellungen, Concerte zum Besten der Nothleidenden, und bald war eine so bedeutende Summe herbeigeschafft, daß sie nicht nur den augenblicklichen Bedürfnissen genügt, sondern noch einen Ueberfluß gewährte. In richtiger Würdigung der Verhältnisse, und um die Bewohner dauernd vor solchen Nothlagen zu bewahren, verwendete man diesen Ueberfluß dazu, eine Industrie einzuführen, und verließ auf den Gedanken, Fischerneze im großen anzufertigen. Jedoch hatte man nicht bedacht, daß die Neze keine Abnehmer finden würden, denn die Fischer stricken ihre Neze selbst; daher mißlang dieser erste Versuch und verschlang zugleich das vorhandene Geld.

Hierdurch nicht abgeschreckt, unternahmen es nun einige hervorragende Personen von Venedig, darunter der berühmte Gelehrte Paolo Hambri, die Spigen-Industrie wieder in's Leben zu rufen. Mehrere vornehme Damen widmeten sich dieser Sache eifrig, besonders die Prinzessin Giovannelli und die Gräfin Marcello, beide Venetianerinnen; sie interessirten dafür auch die Prinzessin von Piemonte, Margherita von Savoyen, die jetzige Königin von Italien, die stets bereit war und ist, dem Gemeinwesen nützliche Bestrebungen zu unterstützen.

Aus den bescheidenen Anfängen ging die heute so berühmte Schule alsdann hervor.

Wie eben erwähnt, wohnte im Jahre 1872 in Burano nur noch eine einzige, damals schon 72jährige Arbeiterin, Cencia Scarpariola, die sich, trotz der Ungunst der Verhältnisse und trotz ihres vorgerückten Alters, mit der Anfertigung von echten Nadelspigen im punto di Venezia und im nicht minder schönen punto di Burano beschäftigte. Es ist nicht anzunehmen, daß Cencia selbst die Bedeutung, die ihrer Kunst vorbehalten war, erfaßte; sie hätte wohl kaum vermuthet, daß ihre Fähigkeit dazu bestimmt sein sollte, der bedrängten Bevölkerung ihrer Insel die ersuchte Hülfe zu bringen. Dies aber geschah in der Folge in wunderbarer Weise.

Cencia hat nie ihre Vaterstadt verlassen, in der sie schlicht und zurückgezogen lebte, von allen gern gesehen, allen ein Vorbild der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit. Sie war eine poetisch veranlagte Natur und liebte es, die alten Sagen ihrer Insel dem kleinen Kreis von Mädchen und Frauen, der ihren Umgang ausmachte, vorzutragen. Nachdem sie längst all ihre Lieben zu Grabe gebracht, wohnte sie einsam in einem kleinen, reinlich gehaltenen, ihr gehörigen Häuschen, dessen Hauptschmuck Humen aller Art bildeten. Und für ihre Blumen, für ihre Spigen lebte sie, bis der Tag kam, an dem sie aus ihrer Verborgenheit in die Welt hinaus trat, um noch im späten Alter den schönsten Lohn für ihre Ausdauer zu finden. Als sich die Wohlthäter der Insel zur Ausführung des geplanten Unternehmens an sie wandten, waren ihre Kenntnisse unschätzbar; mit größter Bereitwilligkeit lehrte sie der Lehrerin der weiblichen Elementarschule von Burano, Frau Bellerio d'Este, die echten alten Spigenstiche von Venedig und Burano, und diese lehrte ihrerseits das Erworbene acht jungen Mädchen, — den ersten Schülerinnen.

Cencia konnte nicht mehr lange die Freude genießen, ihre Vaterstadt aus Noth und Elend zu besserem Geschick erblühen zu sehen; doch ihr Werk war nicht verloren. Ihre erste Schülerin schritt auf der einmal betretenen Bahn mit seltnem Geschick vorwärts, darin auf's Beste unterstützt von ihren jungen Schülerinnen und Gehilfen. Mit unendlicher Geduld und Ausdauer, durch Fertrennen und Wiederzusammenfügen der alten Kirchenspigen, durch unablässiges Studium gelang es nach und nach, alle Stiche gewissermaßen wiederzufinden. Zum Zwecke des Studiums ließ Königin Margherita aus dem reichen Schape der Krone alte, werthvolle Spigen, darunter die berühmten des Papstes Nezonico (Clemens VII.) und des Cardinals Reiz. Andere, nicht minder werthvolle, wurden ebenfalls von der Königin, der Gräfin Marcello und von dem Cavaliere Guggenheim der Schule als Geschenk überlassen. Verschiedene Damen und Herren Venedigs liehen überdies eine Gesamtsumme von etwa 22,000 Lire von denen sie

kleinerlei Zinsen beanspruchten, zur Bestreitung der ersten Einrichtung, sowie der ersten Betriebskosten. Die Königin übernahm dann das Protectorat der Schule.

Die eigentliche Seele dieses ganz der Wohlthätigkeit seinen Ursprung verdankenden Unternehmens aber war die (im Januar 1893 verstorbene) Hofdame Gräfin Andreana Marcello. Ihrer kunstverständigen Leitung, ihren nimmerruhenden Bestrebungen, der Schule Öbner zu verschaffen und den Erzeugnissen immer neue Absatzgebiete zu erschließen, hat diese hauptsächlich die erreichte Höhe zuzuschreiben, und die buranelli bezeichnen noch heute für ihre dahingegangene „nobile patronessa“ eine unbegrenzte Verehrung. In die Fußstapfen der Mutter aber trat als oberster Leiter deren ältester Sohn, Graf Gerolamo Marcello.

Die Schule besitzt jetzt ein auf der Piazza stehendes, den Zwecken angepasstes Gebäude als Eigenthum. Die Zahl der Schülerinnen, unter die nur auf der Insel Heimische aufgenommen werden, ist von ursprünglich 8 auf 350 angewachsen. Die meisten davon sind bezahlte Arbeiterinnen und werden für ihre Leistungen je nach der Güte und Vollkommenheit der Arbeit belohnt. Der Werth der jährlich verfertigten Spigen beläuft sich auf 60,000 Lire; diese Production kann im Bedarfsfalle auf 100,000 Lire erhöht werden.

Beim Eintritt in die Schule berührt uns angenehm die in derselben herrschende Ordnung und Reinlichkeit. In den geräumigen, hellen, gut gelüfteten Localen sitzen auf niederen Stühlen, die auf Kissen gespannte Arbeit auf den Knien haltend, zahlreiche, sauber gekleidete Mädchen von meist amüthiger Erscheinung und blühender Gesichtsfarbe. Ihre beiteren Mienen zeigen Zufriedenheit und Lust an ihrer Thätigkeit.

Schon im Alter von neun Jahren werden die Mädchen in die Schule aufgenommen, und auch als junge Frauen fahren sie fort zu arbeiten, soweit es ihre häusliche Thätigkeit erlaubt. Um möglichste Gleichheit und Vollkommenheit der Spigen zu erzielen, sind sieben Abtheilungen errichtet, deren jeder ein besonderer Theil der Anfertigung zufällt. Die erste Abtheilung besorgt das Aufspannen oder Anlegen der Spitze, die zweite fertigt viereckigen Grund oder größeren Tüll, die dritte feinen Tüll, die vierte guipure, die fünfte betreibt die Ausführung der Zeichnung in den verschiedensten Stichen und die erhöhte Arbeit (alto rilievo), die sechste das Abtrennen, Auskupfen und etwa nöthige Ausbessern der fertigen Spitze. Die siebente Abtheilung endlich umfaßt die Frauen und Mädchen, die zu Hause arbeiten, und denen Verschiedenes, je nach Zeit und Beschäftigung, übertragen wird; das milde Klima der Insel erlaubt es ihnen, sich fast beständig im Freien aufzuhalten, und so sehen wir diese Arbeiterinnen meist in Gruppen, fleißig die Nadel führend, in den engen Gäßchen vor ihren Häusern sitzen.

Bei einem raschen Blick in's Innere der Häuser fällt uns auf, daß diese, soweit sichtbar, alle in gleicher und sehr gefälliger Weise eingerichtet sind.

Der oberste Leiter der Schule, und um sie hochverdient, ist Herr Annibale d'Este, ebenfalls ein Sohn der Insel. Ihm liegt die technische und administrative Verwaltung ob; selbst ein gewandter und erfahrener Zeichner, entwirft und vervielfältigt er die neuen Muster. Die Schule besitzt eine höchst interessante Sammlung solcher Zeichnungen, die fast alle von Herrn d'Este entworfen sind. Zwei erfahrene Lehrerinnen, die die richtige Ausführung der Arbeiten leiten und beaufsichtigen, unterstützen ihn in seiner Aufgabe. Wöchentlich einmal haben einige der besseren Schülerinnen bei einem eigens von Venedig berufenen Lehrer Zeichenunterricht, und manche sind so geschick, daß sie selbst brauchbare Entwürfe herstellen.

Da in Burano Wohnungen, Lebensmittel u. s. w. wenig kosten, ist auch Handarbeit billiger zu haben als anderwärts. Die Spigen werden fast zum Herstellungspreis verkauft und sind um ein Drittel billiger als die französischen. Die herrlichen Arbeiten, die aus den geschickten Händen dieser Inselanerinnen hervorgehen, sind wahrhaft bewundernswerth. Als Muster mögen die Zeichnungen von zwei Modellen (10 und 40) des Burano-Stiches diesen Artikel begleiten. Der schönste und werthvollste aller Stiche ist aber der Rosen-Stich; von einem ganz besonders leichten, durchsichtigen Grunde heben sich bei ihm Knospen, Blüten, Blätter ab, erhaben gearbeitet, von wunderbarster, feinsten Ausführung; es ist ein Feengespinnst an Zartheit und zauberhafter Wirkung.

Die Vollkommenheit der Herstellung, die jetzt nach zwanzigjährigem Bestehen der Schule erreicht ist, ermöglicht es den Erzeugnissen von Burano, jeden Vergleich mit den alten venetianischen Spigen auszuhalten, während sie ebenso den französischen Spigen ebenbürtig sind. In der That hat die Schule schon im Jahre 1878 auf der Weltausstellung von Paris die goldene und silberne Medaille erhalten, und seitdem wurde sie in den auf einander folgenden Special-Ausstellungen von Mailand, Boston, Amsterdam, Turin, London, Florenz und jetzt auch in Chicago mit den höchsten Auszeichnungen bedacht. Dem gegenseitigen Einflusse der Schule, dem beständigen, gesicherten Verdienste so vieler Frauen und Mädchen, deren Fleiß und Ausdauer verdankt also Burano seinen heutigen Wohlstand. Augenzeugen versichern, daß noch vor zwanzig Jahren die kleine Stadt ein Bild des Verfalls gewesen sei. Die Sittsamkeit und der Fleiß der Spigen-Arbeiterinnen finden dazu in der allgemeinen Achtung und in dem Umstande ihre Anerkennung, daß sie von den jungen Männern Burano's mit besonderer Vorliebe zu Lebensgefährtinnen gewählt werden. —

Es ist spät geworden; man muß an die Heimfahrt nach Venedig denken. Der freundliche Eindruck, den man von der anziehenden Insel zurückbringt, wird heute noch erhöht durch den Anblick eines zauberhaften Sonnenuntergangs. Die Alpen von Friaul erglühen im letzten Sonnenlufte, und die Gewässer der Lagunen scheinen aus süßigem leuchtendem Golde zu bestehen.

Bald taucht aus den purpurschimmernden Wellen die alte Dogenstadt groß und herrlich empor. Ja, groß und herrlich ist sie, bringt doch der Abglanz dessen, was sie einst geschaffen, noch den spätesten Geschlechtern Segen und Zufriedenheit!



Vergangenes Dichte.

Die Fingerringe säumt, ab kündigt das Haar,
das Alter zeigt, daß es nicht ganz so
das ganze Leben, was ist es geantzt? -
Was man ist, was mir ist, nicht leugnen,
Was in's Prototyp übersetzt,
Was sage ich, was ist mir anzuzeigen,
was kann gahrhaft sei mit Quatras.
Was Fingerringe mir übersetzen.

Liederkränze sind geantzt und Gadiet,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt.

Zu Fingerringe mir übersetzen,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt,
Was ist die Dime kranke sind besigt.

Otto Roquette

und unermüdetem Fleiße. Wie beliebt dieses Institut ist,
geht am besten aus der steten Frequenz hervor, die zur Zeit
bereits eine Höhe von 320 Schülerinnen erreicht hat.
Jedenfalls läßt sich wiederum feststellen, daß die Anzahl der
von Frauenhänden geschaffenen, beachtenswerthen Werke stetig
zunimmt, und daß das Können sich immer höhere Ziele streckt.
Und nicht ist es begehrlische Ruhmsucht, sondern neben dem sich
erweiternden künstlerischen Drange wohl in erster Linie der
Kampf um's Dasein, der Selbst-Erhaltungstrieb, der den Frauen
den Muth giebt, in den Wettbewerb mit dem männlichen Ge-
schlechte einzutreten.

öffentliche Theilnahme dann plötzlich zu verdöhnender Bethätigung an-
zuschwellen und so wird dem Siebzehnjährigen auch dieser 19. April einen
verklärten Schimmer über die Vergangenheit breiten, sodas in seinem
warmen Herzen noch einmal die Stimmung wiederklungen kann, mit
der er einst in der begeisterten Zuhörerschaft einer lebensfrohen Jugend die
von zahllosen deutschen Sängern wiederholten Worte jubelte:

„Noch ist die goldene, blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!“ R. Z.

Nachdruck verboten.

Einst im Frühling.

Zu dem Bilde von Carl Vos. — Siehe Seite 57.

Ich bin ein alter Mann geworden. Es geht anders in der Welt
zu als früher. Mitten im Winter verkauft man Hyacinthen, mitten
im Winter treibt man schon künstlich die Küchlein der Weide. Man kann
alles zu jeder Zeit haben, aber die Poesie, die das frohe Erwarten des
Wenigen verklärte, ist verschwunden.

Hyacinthen-Duft!
Ich sehe ein sonniges Stübchen vor mir, so einfach und zugleich so
traulich, wie man es heute nimmer findet. In dem Stübchen sitzt am
Spinett ein Mädchen, jung, schön wie ein Frühlingstag, doch zugleich
ernst, wie das tiefe Verständnis für Meister Glück's getragene Compo-
sition es mit sich bringt.

Und ich, daneben, höre nur ihre eigene Seele in den Tönen.
In jener Stunde las ich die Wahrheit in ihrem Herzen und offen-
barte ihr das meine. In jener Stunde hat sie mich herb zurückgewiesen,
und als ich dann, die schreckliche Wahrheit nicht fassend, schmerzbedäubt
am Instrumente lehnte, schlang sie die Arme um meinen Hals, küßte
mich leise auf die Stirn, und wie ich aufschaute, war sie fort, — fort für
immer!

Sie hat sich aber nicht dem verbunden, dem sie wider Willen ver-
pflichtet war; vor diesem Schicksale hat der Schütter Tod sie bewahrt.
Und ich schau' auf ein lauges, einsames Leben zurück. Und wenn

beim Frühjahrsdormachen meine Hyacinthen sich entfalten, wenn ich vom
Spaziergange aus dem Felde mir die in Gottes freier Natur gewachsenen,
erhen, sammetweichen und silberschimmernden Küchlein mit heimbringe,
dann sehe ich im Gesichte vor ihr in dem sonnigen Stübchen, dann fühle
ich alter Mann wieder, was Glück bedeutet, das Glück — einst im
Frühling!“ R. Z.

Redaktions-Dienst

Fragen.

Grüßen. — Welche Sitte ist vorzuziehen, die deutsche, nach welcher
der Herr zuerst grüßt, oder die englische, nach der die Initiative der Dame
zulehrt? Mary und Marie.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlag-
worten hin.)

Schriftstellerin (86). — Ihre Frage ist gar nicht so überflüssig, wie
sie auf den ersten Blick hin scheinen mag. Freilich kann man
nicht ganz so nach Belieben Schriftstellerin werden, wie Buchhalterin oder
Lehrerin, sondern man muß dazu in erster Reihe ererbte Anlagen mit auf
die Welt gebracht haben; aber eine gewisse Beantlagung muß der Mensch
für jeden Beruf, den er voll ausfüllen soll, besitzen, und ein gewisses
Maß von Fächerziehung ist auch der Schriftstellerin nöthig. Das
beste Vorbild bleibt, wie überall, eine gründliche, abgeschlossene
allgemeine Bildung, von der aus Sie Ihr Erkenntniß-Vermögen in alle
Richtungen erspriechlich erweitern können. Steckt nun der Schaffensdrang
in Ihnen, so wird er sich ganz von selber Luft machen, sei es nach der
Seite wissenschaftlicher Thätigkeit oder der, die Sie zur Kunstsprache Ihres
Empfindungslebens treibt. Bei Frauen wird meist das letztere der Fall sein
und überwiegend auch in Zukunft bleiben. Suchen Sie sodann festzustellen,
auf welchem Gebiete Ihr eigentliches Talent liegt; richten Sie danach Ihre
Vocifer, das Studium guter und anregender Muster ein. Hüthen Sie sich beim
Schreiben aber vor Reminiscenzen; merken Sie, daß die Arbeit nur Aus-
empfundenes ist, so verwerfen Sie selbst das Ihnen angenehme Klügende.
Denken Sie beim Schaffen nicht immer an den Effect auf das Ihnen vor-
schwebende Publicum, sondern an die künstlerische Behandlung Ihres
Stoffes und bleiben Sie vor allem auf Gebieten, die Ihnen durch eigene
Beobachtung und innere Erfahrung zugänglich sind.

Für die gebundene Rede machen Sie metrische Vocifer; gerade bei
der heutigen, zuweilen allerdings reizvoll wirkenden und deshalb unde-
bittigt zulässigen Regellosigkeit führt Untertunniß der metrischen Formen
leicht zur völligen Wildheit und damit zum Unschönen. Literarische-Geschichte,
Kunstgeschichte und Geschichte, bis zu einem gewissen Grade Philosophie
und Psychologie, sind die Fächer, die Ihnen den meisten Nutzen gewähren
werden, wenn schon oft nur indirect durch Anregung. Auch die Kenntniß
naturgeschichtlicher Wissenszweige kann höchst erspriechlich sein, da sie
den Bilderreichthum vermehrt, die Schilderung lebensvoller gestalten
hilft. Es wirkt z. B. ganz anders, wenn man bestimmte Pflanzen und
Bäume sachverständig beschreibt, als nur so allgemein von Bäumen und
Blüthen redet, oder gar das Blühen in falsche Jahreszeiten verlegt u. s. w.
Aber mehr als aus Büchern lernen Sie immer durch eigene Beobachtung.
Der echte Schriftsteller und Poet soll daher ein Menschen- und Naturfreund
sein, zur rechten Zeit im Leben stehen, zur rechten Zeit die Einsamkeit
lieben, nicht vom Zimmer und Coups aus, sondern auf Fußmärschen die
Schönheit der Schöpfung in sich aufnehmen. — Lassen Sie sich nicht durch
das Lob Ihrer Umgebung dazu verleiten, sich im Umbrechen für eine
Schriftstellerin zu halten; behandeln Sie Ihre Erstlingsarbeiten mit
strenger Selbstkritik; suchen Sie nicht alles à tout prix zum Druck zu
bringen, sondern gewinnen Sie es über sich, fertige Sachen, die Ihnen
nicht ganz reif erscheinen, ruhig im Kasten liegen zu lassen, um sie nach
Wochen oder Monaten wieder ernst zu prüfen. Gewöhnen Sie sich daran,
unliebbare Urtheile nicht übel zu nehmen, sondern an diesen zu lernen.
Jauert blümt sich immer der Widerspruch auf; die Erkenntniß kommt
meist nach und oft fühlt man sich dann dem, der die unreise Publicierung
hinderte, zu Dank verpflichtet. Halten Sie sich aber für fähig, mit Ihren
Sachen an die Oeffentlichkeit zu treten, so suchen Sie die Verbindung mit
größeren Zeitschriften. Ueberlegen Sie sich zuvor den Charakter des
Blattes, an das Sie Ihre Arbeit einbringen; fast ein jedes hat seine ihm
mehr oder minder vorgesehene Tonart, was hier nicht hineinpaßt, wird
zurückgewiesen, und wäre es auch sonst das Beste. Machen Sie nicht viel
unnütze Worte in dem Begleitbrieft; die für notwendig gehaltenen
längeren Erläuterungen helfen gar nichts. Schicken Sie nur leserliche,
auf einer Seite beschriebene Manuscripte ein, die dem Redacteur genügend
Zeilen- und Seitenraum zu ev. Aenderungen lassen. Literarische Ver-
mittlungs-Bureauz können zuweilen von Nutzen sein; wird der Autor
ohne sie fertig, um so besser für ihn. Durch Mädchenlungen lassen Sie
sich nicht entmuthigen und durch rein conventionell gemeinte Höflichkeit
mancher Redactionen nicht betheuen. Fast jeder gute Autor hat sich erst
nach vielen Jahren schwerem Ringens durchgearbeitet, und auch die Be-
kanntesten bekommen ihre Sachen, falls sie aus diesem oder jenem Grunde
nicht passen, von den betreffenden Redactionen wieder zurück. Glauben
Sie nicht gleich an die Beschränktheit, Trägheit oder gar Unfähigkeit der
Redactionen, sondern suchen Sie, ungeachtet solcher Lafter ja wirklich vor-
kommen, den Fehler zunächst in Ihrer Arbeit. Der Schriftsteller-Beruf ist
durchweg ein dornenvoller; Sie müssen sich auf Enttäuschungen ohne Ende
gefahrt machen und erkennen lernen: ehens, daß Ihnen die geträumte
äußere Anerkennung mit größter Wahrscheinlichkeit nie zu theil werden
wird, zweitens, daß die Welt in den seltensten Fällen an dem Scheitern
selbst talentierter Autoren Unerschöpfliches verliert, und drittens, daß Sie
auch nach dem Erfolge nie Ursache haben, eitel zu werden, denn es existiren
immer Menschen, die noch mehr leisten als Sie. — Wollen Sie also, bitte,
die Consequenzen aus diesen wenigen Andeutungen ziehen. Einen andern
Weg, eine „Heldin der Feder“ zu werden, als den hier skizzirten giebt
es nicht.

Freiin v. S. Aurland. — Die Stelle „Dieser nimmt die Sünden
an“ finden Sie Ev. Luc. 15, 2.
R. B. in R. — Wir vermögen Ihnen keinen Weg zur Erreichung
Ihres Zweckes anzugeben. Selbst-Disciplin erscheint uns in diesem
Falle notwendiger zu sein als äußere Hilfe.
Frau Mathilde v. Mainz. — Sie können das Universal-Wono-
gramm-Werk von G. Leusch sowohl in Lieferungen, wie vollendet zum
Preise von 40 M. beziehen. Die Zahl der Tafeln beläuft sich auf 486.
Alara A. Dresden. — Fingerringe sollen angeblich 2 Millionen
Millimeter in der Secunde wachsen.
L. H. Bonn. — Jansohl, der Freiherr von Seefried ist
Lieutenant in dem in Troppau garnisonirenden österreichischen Infanterie-
Regimente Nr. 1.

Zum siebzigsten Geburtstage Otto Roquette's.

Seine Dichter, d. h. die, denen dieser Ehrentitel wirklich zukommt,
soll kein Volk vergessen, und deshalb wollen wir uns heute eines Poeten
erinnern, der jetzt sein siebzigstes Wiegenfest feiern darf, und der dem
Schätze deutscher Dichtung so manche edle Perle hinzugefügt hat. Wir
meinen Otto Roquette, den am 19. April 1824 zu Crotoschin in Posen ge-
borenen Sänger von Waldmeisters Brautfahrt, vom Tag von St. Jakob,
den feinsinnigen Dyrifer und trefflichen Romanisten. Mit wenigen Worten
müssen wir uns heute begnügen, da die „Illustrirte Frauen-Zeitung“
Otto Roquette bereits im Mai 1891 in Wort und Bild feierte; dafür
aber lassen wir ihn selber reden, indem wir die obenstehenden, neuen
Spruchgedichte veröffentlichen, die uns der Dichter in liebenswürdigster
Weise zur Verfügung stellte. Bekanntlich lebte Otto Roquette in Darm-
stadt als Dozent für Literatur und Geschichte an der technischen Hoch-
schule. Dort fand er seit vielen Jahren seinen Wohnsitz und schenkt sich
nicht mehr fort, ob er gleich in seinem Herzen wohl manchmal Grund
gehabt hätte zu empfinden, daß in der Schöpfung der Welt der Dichter-
ruhm, die Tages-Verkümmtheit ausgenommen, keineswegs die sonnige
Höhe einnimmt, die der fromme, überlieferte Glaube ihm zuerkennt;
die Schwelcherkünste und zumal äußere Vorzüge stehen fast allüberall
höher im Kurse. An besondern Stationen im Leben aber vermag die